

Für unsere Kinder

Nr. 9 ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ 1912

Inhaltsverzeichnis: Heide im Winter. Von Detlev v. Ellencron. (Gedicht.) — Frau Holles Garten. Von Anton Fendrich. — Bei den Obdachlosen. Von Leo Tolstoi. — Das Joch am Leman. Von Konrad Ferdinand Meyer. (Gedicht.) — Galvanoplastik. Von A. Schulze, Ingenieur. (Schluß.) — Die Wurzelprinzessin. Von Robert Reinick.

Heide im Winter.

Von Detlev v. Ellencron.

Die Sonne leibt dem Schnee das Prachtgeschmeide;
Doch ach, wie kurz ist Schein und Licht.
Ein Nebel tropft, und traurig zieht im Leide
Die Landschaft ihren Schleier dicht.

Ein Häslein nur fühlt noch des Lebens Wärme,
Am Weidenstumpfe hocht es bang;
Doch kreischen hungrig schon die Rabenschwärme
Und hacken auf den sichern Fang.

Bis auf den schwarzen Schlammgrund sind gefroren
Die Wasserlöcher und der See.
Zuweilen geht ein Wimmern, wie verloren,
Dann stirbt im toten Wald ein Reh.

○ ○ ○

Frau Holles Garten.

Habt ihr schon einmal einen Wintergarten gesehen? Da frieren müde Palmen in einer großen glasgedeckten Restaurationhalle und haben Heimweh nach der Sonne; struppige Grikabüschel lassen ihre kleinen roten Blütenperlen in die schwarze Topferde fallen, und Zykamen, diese Strumwelsköpfe unter den Blumen, lassen traurig die fleischigen Blätter und Blütenstiele hängen, weil es ihnen, den Kindern der Heide und der Berge, zu warm und zu dumpf ist. Ein halbes Duzend ungarischer Zigeuner spielt eine schwüle Musik, während die feinen Herren und Damen an kleinen Marmortischen Bier oder Kaffee trinken und rauchen.

Und das alles zusammen nennt man einen Wintergarten.

Kommt, ich will euch einen anderen zeigen, einen richtigen, droben in meinen Bergen.

Drei wilde Gefellen sind Frau Holles Gärtnerburschen, der Wind, der Frost und der Nebel. Von ihnen neigt nur der Nebel

ein wenig zur Faulheit. Doch das ist den beiden anderen gerade recht. Sie haben um so besser arbeiten. Am liebsten tun sie's in der Nacht, wie ihre kleinen Brüder im Tal, die Wichtelmännchen. Und wenn dann am Morgen die Menschen mit verschlafenen Gesichtern aus den Bauernhäusern schauen, dann sind sie verschwunden und Frau Holles Garten liegt da in seiner ganzen weißen Blütenpracht.

Als Frau Holle einst gesehen hatte, wie der Herbst mit den Birken und Bergahornen und Ebereschen umgegangen war, die ihre dürren nackten Zweige kläglich in die Luft streckten und neidisch waren auf die Tannen, denen der Grobian nichts anhaben konnte, da war es der himmlischen Frau gleich klar, daß dies nicht so bleiben könne, und daß auch der heimliche König, der Winter, seinen Garten haben müßte. Als sie deswegen zum erstenmal mit den drei wilden Gefellen sprach und sie fragte, ob sie wohl ihre Gärtner sein wollten, da sagten diese einmütig zu. Nur die Sonne sollte nichts dabei zu tun haben, baten sie sich als Bedingung aus; und der Nebel meinte, die tue überhaupt schon so dick, als hätte sie alles allein gemacht. Und als er dies gesagt hatte, blitz er seine dicken, bleichen Backen auf und versicherte den beiden Kameraden, er werde ihr das Handwerk schon legen. Frau Holle versprach, in dieser Hinsicht zu tun, was möglich sei, aber die Sonne unterstände eben einem Höheren.

In einer hellen Nacht, wo es am Himmel flirrte und loderte von brennenden Sternen, sängen die drei Gärtnerburschen mit der Arbeit an. Zuerst kam der Frost und sagte, daß bei der Gärtnerei die richtige Temperatur die Hauptsache wäre. Das hörte das Thermometer am Feldbergeth Hof und sank vor Schreck auf 20 Grad unter Null. Dann kam der Wind und fand, das allerwichtigste sei die richtige Bearbeitung des Bodens. Und er fing an zu wehen und fuhr mit seinem Karren ganze Berge der weißen Lasten in die Löcher und Mulden, die ausgefüllt werden mußten. Wo es schon eben war, da häufelte er um einsame Wegweiser oder dumme und anmaßende Warnungstafeln so lange den Schnee, bis diese saß erstickten und demütig um Gnade baten. „Gell Würschli, jezt isch ander Wetter als im

Sommer," sagte er zu ihnen und fuhr dann zu den Hütten und Häusern, um ihre Dürftigkeit durch glühende Hände so herauszuputzen, daß auch sie in Frau Holles Garten paßten. Ganz oben am Seebuck und drüben am Herjogenhorn jagte er die trägen Flocken über die Gipfel; aber die waren so faul, daß sie im Davonfliegen aneinander gefroren, bis es Wächten gab, die wie gefrorene Tränen und als dicke traurige Wülste von der Gipfelwand herabbingen. Um die einsamen Wettertannen grub er tiefe Löcher, die fast ausfahlen, wie die von den Gärtnern um die Apfel- und Birnbäume gestochenen Baumringe. Gerade als er noch einige den einseitlichen Eindruck des Gartens störende Sumpfstämmchen ausreißen wollte, die sich aber mit tausend Wurzelfingern in den Boden gegraben hatten und ihn auslachten, als er sie mit seinen groben Händen an ihren dünnen knorrigen Astlein halten wollte — gerade da kam der Nebel und meinte, jetzt wolle auch er sich einmal an die Arbeit machen. Das war aber nur eine lügnische Ausrede. Es war ihm nicht im geringsten ums Schaffen zu tun. Er wollte einigen schönen schlanken Tannen im Köpflwald den Hoj machen, und als der Wind, der ein ehrlicher Kerl ist, gegangen war, um ihm Platz zu machen, da war der Nebel auch gleich im Wald und umfloß mit anmutigen Gebärden und in schmachtenden Stellungen die aller schönsten unter den stolzen Tannen. Aber die lachten ihn nur aus. Denn ihr Geliebter war eben der Wind, von dem sie sich so gern rütteln und schütteln, lieblosen und küssen ließen. Und sie meinten zu dem Nebel, er könne mit allem schönen Getue des Windes Nebenbuhlerschaft doch nicht austreten. Alles das wußte der Nebel schon lange, aber es ärgerte ihn doch wieder, und eigensinnig, mit einem dicken brummigen Kopf, setzte er sich an den Seebuck. In seinem beleidigten Stolz blies er sich so auf, daß bald die Sterne am Himmel verschwanden und ein milchiges Dunkel über Höhen und Tälern lag.

Das ging nun alles dem Wind zu lange, und als er langsam herankam, um einmal nachzusehen, wie es mit der Arbeit stünde, da saß richtig der faule Bruder da und nickte über seinem Arger langsam ein. Das war dem Wind aber gerade recht. Er rief den Frost, und nun fingen die beiden an zu arbeiten, daß es eine Art hatte. Sie rissen dem schlafenden Faulenzer fehenweise die dünnen weißen Kleider vom Leibe, trieben sie zu den

tahlen Ebereschen, den zitternden Birken und den häßlichen knorrigen Ahornen. Der Wind blies und der Frost ließ die zarten zerriebenen Schleier von des faulen Bruders Gewand an den dürftigen Ästen und Zweigen fest gefrieren. So trieben sie's auch an den Brombeerhecken, an den Buchenbüschen, an der dichten grünen Wand des Tannenwalds, an den betrübten Wegweisern und Warnungstafeln und überall, wo ein vorwitziges Ästchen oder Halmchen in die Luft ragte. Die Telegraphenstangen, die wie gehorsame Zinnsoldaten am Seebuck in einer geraden Reihe standen und Wache hielten, bekamen der Länge nach eine schöne Silberborte für treue Dienste angeblasen. Die Telegraphendrähte wurden in aller Heimlichkeit zu dicken Silberschnüren gedreht und die am Walde vom Sommer hängen gebliebenen Waschseile der Hutensfrau in dicke weiße Girlanden verwandelt. Es ist gar nicht zu sagen, wie die beiden schufteten und schafften und in einer einzigen Nacht Frau Holles Garten in Ordnung brachten. Zuletzt, als die Sonne schon mit einem Auge über die Jägermatte herausblinzelte, was aber den Nebel in seinem guten Schlaf nicht im mindesten störte, wurde noch für Gartenlies gesorgt. „Aber nur keinen groben!“ sagte der Wind; „denn der ist so schwer, und ich bin recht schafften müde.“

„Wie du mitt,“ antwortete der Frost, und im Nu lagen überall im weißen Garten Häufen von Diamantsplittern und Eiskristallen, die der Wind mit großen Schaufeln und in schönem Schwung, wie das nur die richtigen Gärtner verstehen, flach über den Schneeboden hinwarf. Da guckte die Sonne auch mit dem anderen Auge herauf, um zu sehen, was die drei zusammen trieben, aber der Nebel drehte sich im Schlaf nur auf die andere Seite. „Jetzt haben wir die Wege zu machen vergessen,“ sagte ganz bestürzt der Frost. „Aniin,“ antwortete der Wind. „Das gib't's nicht bei uns in den Bergen. Ich will gehen können, wo ich will.“ Und im Horn riß er einen ganz alten, zitternden Wegweiser um. Dann machten sich die beiden aus dem Staub und ließen den faulen Bruder allein.

Als am Feldbergerhof die Läden aufgingen, saß er immer noch da, und die Menschen schimpften über den dickköpfigen Siebenschläfer. Niemand sah, was in der Nacht vorgegangen war. Denn der Nebel mit seinem breiten Rücken saß davor. „Na, dir will ich helfen,“ sagte jetzt die Sonne mit einem sehr ernsthaften Gesicht und warf dem Faulpelz eine Million glüh-

der Pfeile auf den Buckel. Der aber sich die Augen reiben, aufstehen und davonlaufen, das war alles eins. Und nun lag im Morgenglanz vor aller Augen Frau Holles leuchtender und gleißender Wundergarten da. Der Wald war so stolz in der weißen Pracht seiner riesigen Festbäume, an denen die Sonne Miriaden winziger Blizlichter aufstreckte, daß er sich fast nicht mehr kannte. Die Berge und Täler waren mit ganzen Schauern glitzernder Brillanten übersät und die vielen vom Herbst mißhandelten Bäumchen blühten so weiß, so rein und reich, wie es ihnen noch in keinem Frühling beschert worden war. Rauhreifranken hingen über Flecken und Büschen, und auch die bräunsten, glättesten Reifer und Nuten waren mit scharfen weißen Dornen besetzt. Die Hagenbutten an den wilden Rosenbüschen hatten sich verjüngt und waren wieder volle weiße Kösschen geworden. Droben am Buck hatten die Scherben des verharzten Schnees noch scharfe Glizerkanten bekommen, und wer von den Skiläufern dort fiel, der wußte, wie die Brennesseln und Bergißmeinnicht in Frau Holles Blumengarten ausfahen. Drinnen im Walde träumten die alten Lannengreife mit den weißen Flechtenbärten unter der glitzernden Schneelast; um ihre Wipfel webte des Himmels Blau, und sie sahen über alle anderen Bäume hinweg Frau Holles Garten, der sie noch nie so schön gebeucht wie gerade heute. Sogar die bleichen Skelette der Krüppeltannen am Waldenweger Buck schienen wieder lebendig, so flirten ihre dünnen Knochenäste im Sonnenfeuer.

Drüben gegen die Todtnauer Hütte zu stand aber, wie nicht mehr von dieser Welt, der stolze einsame Wettertann, vereist, als ob kein Leben in ihm wäre und mit königlichem Geschmeide an den schwer herabhängenden Ästen. Das ist der große Träumer unter des Feldbergs Wettertannen, die alle über ihn lächeln, weil sie nicht wissen, wie viel in dem Einsamen und Scheuen verborgen ist. Da steht er in all seiner Herrlichkeit, eher schlicht als stolz, und träumt seinen Traum, seinen lebendigen Traum, dessen alles die glitzernde Silberbirke drüben vor dem Waldrand ist. Leicht schwingen die Silberketten ihres dünnen Geästs im Morgenwind. Die schön-geschwungene Linie ihres Stammes hebt sich anmutig empor, als ob die Silberbirke nichts wüßte von Zähigkeit und Trotz gegen Kälte und Sturm. Und auch sie träumt ihren lebendigen Traum, wie gerne sie ihre silbernen Flechten über den einsamen, scheuen Wettertann breiten möchte und ihm sagen: Du, wir

zwei! Aber nie können die liebenden Bäume zusammenkommen. Ihnen ist nur die Sehnsucht gegeben.

Frau Sonne aber stieg immer höher am Himmel, und der Wind und der Frost wurden ein wenig ängstlich für Frau Holles weißen Wundergarten. Sie liefen zum Nebel. Der könnte jezt ihr Retter sein. Aber der hatte schon genug von heute morgen und regte sich nicht und schlief. Von den Bäumen fielen die weißen Blüten: die herrlichen Girlanden und Silberketten wurden wieder zu gewöhnlichen Telegraphendrähten und Waschseilen. Die zahmen Reiser verloren ihre Dornen, und den Brennesseln in Frau Holles Garten wurde so weich zu Mute, daß sie nicht mehr zu fürchten waren.

In der Nacht darauf aber wurde der Nebel wieder, wach und Frau Holles flinke Gärtnerburschen arbeiteten so emsig, daß der Garten am andern Tage noch schöner prangte als je zuvor.

Anton Fendrich.

o o o

Bei den Obdachlosen.

Von Leo Tolstoj.

Mein ganzes Leben hatte ich auf dem Lande zugebracht. Als ich im Jahre 1880 nach Moskau übersiedelte, setzte mich die städtische Armut in Erstaunen. Ich kenne die ländliche Armut; die städtische aber war mir neu und unverständlich. Durch keine Straße kann man in Moskau gehen, ohne Bettlern zu begegnen, und zwar ganz besonderen Bettlern, die den ländlichen nicht gleichen. Diese Bettler sind nicht Bettler mit dem Quersack und mit dem „in Christi Namen“, was die ländlichen Bettler kennzeichnet. Die Moskauer Bettler tragen keinen Quersack und bitten nicht um Almosen „in Christi Namen“. Meistens, wenn sie euch begegnen oder euch an sich vorbeigehen lassen, suchen sie nur euren Blick aufzufangen. Und je nach eurem Ausdruck bitten sie oder sie unterlassen es. Ich kenne einen solchen Bettler von Adel. Das alte Männchen schreitet langsam einher, bei jedem Schritt sich gleichsam bückend. Begegnet er euch, so knickt er das eine Bein ein und macht euch gleichsam eine Verbeugung. Bleibt ihr stehen, so saßt er an die Müze mit der Kokarde, grüßt und bittet; wenn ihr nicht stehen bleibt, so tut er, als sei das so seine Gangart, und geht vorüber, auch das andere Bein einknickend. Das ist der richtige Moskauer Bettler, ein Gebildeter. Anfangs habe ich nicht gewußt, warum die Moskauer nicht

geradeheraus bitten; später habe ich begriffen, warum sie es nicht tun; dennoch habe ich ihre Lage nicht begriffen.

Eines Tags, als ich durch die Masanajewstraße ging, sah ich, wie ein Schuhmann einen von Wassersucht aufgeschwollenen, zerlumpten Bauern in einen Wagen steckte. Ich fragte: „Wofür?“ Der Schuhmann antwortete: „Weil er um Almosen gebeten hat.“ „Ist denn das verboten?“ „Muß wohl verboten sein,“ antwortete der Schuhmann.

Der Wassersüchtige wurde auf dem Wagen fortgeschafft. Ich nahm ein Droschke und fuhr hinterher. Ich wollte wissen, ob das wahr sei, daß es verboten, um Almosen zu bitten, und warum das verboten sei. Ich konnte nicht begreifen, wie man jemand verbieten könne, einen anderen um etwas zu bitten, und zudem schien es mir unglaublich, daß es verboten wäre, um Almosen zu bitten, während doch Moskau voll von Bettlern war. Ich trat in die Polizeistube ein, wohin man den Bettler geführt hatte. In der Polizeistube saß hinter einem Tische ein Mann mit Säbel und Revolver. Ich fragte: „Warum hat man den Bauern ergriffen?“ Der Mann mit dem Säbel und dem Revolver blickte mich streng an und sagte: „Was geht das Euch an?“ Indessen empfand er doch, daß es sich nicht vermeiden lasse, mir irgend eine Aufklärung zu geben, und fügte hinzu: „Die Obrigkeit befiehlt, solches Volk aufzugreifen; es muß wohl nötig sein.“

Später habe ich noch einige Male mit angesehen, wie Schutzleute Bettler auf die Polizei und dann in das Zussupowsche Arbeitshaus brachten. Auf der Mjassniktja bin ich einmal einem ganzen Trupp solcher Bettler begegnet, an die dreißig mögen es gewesen sein. Hinten und vorn Schutzleute. Ich fragte: „Wofür?“ „Weil sie um Almosen gebeten haben.“

Wenn ich mit Stadtbewohnern über dieses städtische Bettlertum sprach, sagte man mir immer: „O, was Ihr gesehen habt, das ist noch nichts! Geht mal auf den Khitrowmarkt und in die benachbarten Häuser, wo es Schlafstellen gibt. Da werdet Ihr die wahre ‚goldene Kotte‘ zu sehen bekommen!“

Im Dezember, an einem stürmischen Frosttage, bin ich hingegangen zu diesem Mittelpunkt des städtischen Bettlertums, zum Khitrowmarkt. Es war an einem Werktag um die vierte Nachmittagsstunde. Bereits als ich durch die Soljanka kam, bemerkte ich mehr und mehr Menschen in sonderbaren, zu ihnen nicht passenden Kleidern und mit noch sonderbarem

Schuhwerk, Menschen mit ganz besonderer ungesunder Gesichtsfarbe und namentlich mit einer ihnen allen gemeinsamen, ganz besonderen Gleichgültigkeit gegen die ganze Umgebung. In der sonderbarsten, unmöglichsten Kleidung ging ein solcher Mensch ganz unbekümmert einher, augenscheinlich ohne überhaupt daran zu denken, wie er wohl den übrigen Menschen erscheine. Alle diese Leute bewegten sich in der gleichen Richtung. Ohne nach dem Weg zu fragen, den ich nicht kannte, ging ich ihnen nach und kam auf dem Khitrowmarkt heraus. Auf dem Markte gab es eben solche Weibsbilder in zerrissenen Pelerinen, Mänteln, Jacken, Stiefeln und Galoschen, und ebenso unbekümmert um die Ungeheuerlichkeit ihrer Kleidung; Alte und Junge saßen da, feilschten miteinander um irgend etwas, schlenderten hin und her und schimpften sich. Wenige Menschen waren auf dem Markte. Offenbar war die Marktzeit vorüber; die meisten Leute gingen weiter, am Markt vorbei oder über den Marktplatz, alle in derselben Richtung. Ich folgte ihnen. Je weiter ich kam, um so mehr solches Volk strömte auf demselben Wege zusammen. Als ich den Markt überschritten hatte und die Straße hinanstieg, holte ich zwei Frauenzimmer ein, eine Alte und eine Junge. Beide hatten sie irgend etwas Graues, Zerfetztes an. Im Gehen besprachen sie irgend eine Angelegenheit.

Nach jedem nötigen Worte wurden ein oder zwei unnötige, sehr unanständige ausgesprochen. Die Frauen waren nicht betrunken, sondern nur ganz mit ihrer Sache beschäftigt; die Männer, die ihnen entgegen kamen oder sie überholten, beachteten gar nicht ihre Reden, die mir so sonderbar erschienen. Hier sprach man offenbar immer in dieser Weise. Links von der Straße gab es private Nachtherbergen, einige lehrten dort ein, andere zogen weiter. Als wir oben am Berge angelangt waren, befanden wir uns vor einem großen Schhaus. Die Mehrzahl der Leute, die mit mir gekommen waren, blieben bei diesem Hause stehen. Das ganze Haus entlang standen auf dem Trottoir oder saßen auf der Straße im Schnee genau solche Leute: rechts von der Eingangstür die Weiber, links die Männer. Ich ging an den Weibern vorüber, dann an den Männern — im ganzen waren es einige Hunderte — und blieb am Ende der Männerreihe stehen. Das Haus, vor dem die Leute warteten, war das Djäpinsche Obdachlofenasyl. Die Menge bestand aus Obdachlofen, die auf Einlaß warteten. Um 5 Uhr abends wird geöffnet und eingelassen.

Hierher waren fast alle Leute gekommen, die ich eingeholt hatte.

Ich war am Ende der Männerreihe stehen geblieben. Die Leute, die mir zunächst standen, betrachteten mich und zogen mich gleichsam an sich mit ihren Blicken. Die Kleiderseken, die diese Menschen trugen, waren sehr verschieden, aber der Ausdruck der Blicke, die auf mich gerichtet waren, war durchaus der gleiche. In allen Augen lag die Frage: Warum bist du, Mensch einer anderen Welt, hier bei uns stehen geblieben? Wer bist du? Etwa ein selbstzufriedener reicher Brod, der sich an unserer Not erfreuen, sich in seiner Langweile zerstreuen und uns noch quälen will? Oder bist du, was es ja nicht gibt und auch nicht geben kann, ein Mensch, dem es leid um uns tut? Auf allen Gesichtern lag diese Frage. Man schaute mich an, begegnete meinem Blick und wendete sich ab. Ich hatte Lust, mit irgendeinem von den Männern ein Gespräch zu beginnen, lange aber konnte ich mich dazu nicht entschließen. Doch während wir schwiegen, kamen wir uns durch unsere Blicke näher. Wie weit uns auch das Leben von einander entfernt hatte, nachdem sich unsere Blicke zwei oder dreimal begegnet waren, fühlten wir, daß wir beide Menschen waren, und wir hörten auf, einer den anderen zu fürchten. Mir zunächst stand ein Kerl mit aufgedunsenem Gesicht und rotem Barte, in zerrissenem Kasan und mit ausgetretenen Galoschen an den nackten Füßen. Dabei hatte es acht Grad Kälte. Zum dritten oder vierten Male begegneten sich unsere Blicke, und ich fühlte, daß ich dem Manne bereits so nahe war, daß ich mich nicht mehr schämte, ihn anzureden, sondern Scham empfand, daß ich ihn noch nicht angesprochen hatte. Ich fragte ihn, wo er her sei. Er gab gern Antwort und kam ins Gespräch; andere traten herzu. Der Rothbärtige war aus dem Smolenskischen gekommen, um Arbeit und Brot zu finden und Geld für die Steuern zusammen zu bringen. „Arbeit gibt es nicht,“ sagte er, „die Soldaten haben heuer alle Arbeit weggeschnappt. Da treib' ich mich jetzt umher; glaubt es, zwei Tage lang habe ich nichts gegessen.“ Er sprach bescheiden, mit einem Versuch zu lächeln. Ein Getränkeverkäufer, ein alter Soldat, stand in der Nähe. Ich rief ihn heran, er schenkte von seinem Getränk ein. Der Mann nahm das heiße Glas in die Hand, und bevor er trank, bemühte er sich, die Wärme nicht ungenüßt verschlingen zu lassen, und wärmte seine Hände. Die Erlebnisse dieser

Menschen und die Erzählungen von den Erlebnissen waren immer ein und dieselben: Etwas Arbeit hatte es gegeben, die war zu Ende, und hier im Asyl war der Beutel mit dem Geld und dem Pässe gestohlen worden. Jetzt war es unmöglich, Moskau zu verlassen. Der Mann erzählte, daß er bei Tag sich in den Schenken wärme und sich dadurch nähre, daß er das Brot esse, das zum Schnaps beigegeben wird; manchmal gebe man ihm davon, ein anderes Mal jage man ihn fort; die Nacht verbringe er umsonst im Sjapinschen Asyl. Er warte nur auf den Rundgang der Polizei; die werde ihn, weil er keinen Paß habe, ins Gefängnis sperren und nach der Heimat abschicken. „Man sagt, am Donnerstag wird die Kunde stattfinden,“ sagte er, „dann wird man mich einsperren. Wenn ich mich nur bis zum Donnerstag durchschlage.“ Das Gefängnis und die Stappenreise erschienen ihm wie ein gelobtes Land!

(Schluß folgt.)

o o o

Das Joch am Leman.

Von Konrad Ferdinand Meyer.

„Die einen liegen tot mit ihren Wunden,
Die andern treiben wir daher gebunden!
Den Römeraar der Zwilling legion,
Im Männerlampf, im Rossgestampf entrissen
Der eingegarnten Wölfin scharfen Bissen,
Schwingt Divico, der Berge Sohn!“

Weit blaut die Seelust. Scheltend jagen Treiber
Am Ufer einen Haufen Menschenleiber,
Die nackte Schmach umjauchzt Triumphgesang,
Ein Jüngling kreist auf einem salben Pferde
Am die zu zwei'n gepaarte Römerherde
Die Krümmen des Gestirns entlang.

Er schleudert auf den Lar mit stolzem Schreie,
Er schießt den Ruf empor zur Firnenreihe —
Die Grät' und Wände blicken groß und bleich —
„Hebt, Ahnen, euch vom Silbersig, zu schauen
Die Pforte, die wir für den Räuber bauen,
Der sich verstieg in euer Reich!“

„Wir bauen nicht mit Mörtel noch mit Steinen,
Zwei Speere pflanz! Querüber bindet einen!
Zwei Römerköpfe drauf! Es ist getan!“ —
Das Joch umstehn verwegne Kriegsgesellen
Mit Luerhörnern und mit Bärenfellen
Und schauen sich das Bauwerk an.

Die Hörner dröhnen. Zu der blut'gen Pforte
Strömt her das Volk aus jedem Tal und Orte,
Groß wundert sich am Joch die Kinderschar,

Ein Mädelreigen springt in heller Freude
Um das von Schande triefende Gebäude,
Den blühnden Weichentranz im Haar.

Der Manlierstirn verzogne Brauen großen,
Des Claudierkopfs erhigte Augen rollen —
Der Hirtennabe geißelt wie ein Rind
Den Brutus' Enkel. Sich durchs Joch zu bücken,
Krümmt jetzt das erste Römerpaar den Rücken,
Und gellend lacht das Alpenkind.

Mit starren Zügen blickt, als ob er spottete,
Ein Felsenblock, der eigen ist dem Gotte,
Drauf hoch des Landes Priesterinnen stehn:
Ein hell Geschöpf in sonnenlichter Flechten
Und eine Drude mit geballter Rechten
Und rabenschwarzer Haare Wehn.

Die Dunkle höhnt: „Geht, Römer! Schneidet
Stecken!

Mit Lumpen gürtet euch und Bettelsäcken!
Euch peitsch' ein wildes Wetter durch die
Schlucht,

Verflucht der Steg, darüber ihr gekommen,
Und wen ihr euch zum Führer habt genommen,
Er sei am ganzen Leib verflucht!“

Die Lichte steht: „Du blühest in den Lüften,
Umstwebst die Spitzen, haufest in den Klüften,
Behüte, Geist der Firn', uns lange noch!“
Die beiden singen starke Zauberslieder —
Ein Geier hangt im Blau und stößt danieder
Und setzt sich schreiend auf das Joch.

o o o

Galvanoplastik.

(Schluß.)

Jetzt stellen wir den Zinkzylinder mit seinen Anhängseln in die Schwefelsäurelösung. Nach einiger Zeit bemerken wir, daß unsere Wachsförmigen sich mit Kupfer überziehen. Ist die Kupferhaut nach mehreren Stunden genügend dick, so lösen wir sie vom Wachs ab und haben eine genaue Nachbildung unserer Münze in Kupfer.

Wie kam die nun zustande? Vorhin habe ich euch von dem Physiker Volta erzählt und von seiner Entdeckung, Elektrizität mit Hilfe zweier verschiedener Metalle und einer Flüssigkeit zu erzeugen. Andere Forscher kamen und verbesserten Voltas Entdeckung; so zum Beispiel ein gewisser Daniell, der die Einrichtung erfunden hat, die wir gebraucht und allerdings etwas abgeändert haben. Er brachte in das Kupfervitriol eine Kupferplatte, in die verdünnte Schwefelsäure Zink, wie wir. Beide

Flüssigkeiten sind durch eine poröse Tonwand geschieden, durch deren Poren hindurch sie sich berühren können. Verbindet man nun die beiden Metalle durch einen Kupferdraht, so entsteht ein elektrischer Strom, der vom Kupfer durch den Draht zum Zink und in der Flüssigkeit vom Zink zum Kupfer fließt. Die ganze Einrichtung wird ein galvanisches Element genannt. Ein Petersburger Chemiker, Jacobi, bemerkte, daß sich auf der Kupferplatte dieses Elementes Kupfer niederschlug. Der elektrische Strom vermag nämlich chemische Verbindungen zu zerlegen. Eine solche Verbindung ist das Kupfervitriol oder schwefelsaure Kupfer. Die Kupfervitriollösung wird beim Durchgang des galvanischen Stroms zerlegt in Kupfer und Schwefelsäure; das Kupfer wandert in Form kleinster Teilchen mit dem Strom zur Kupferplatte und schlägt sich auf dieser nieder. Auf dieser Fähigkeit des galvanischen Stroms, Metallsalzlösungen zu zerlegen, beruht die Galvanoplastik. Jacobi stellte den gleichen Versuch mit Münzen an, den ihr jetzt gemacht habt, und ist so der Vater der Galvanoplastik geworden.

Die Galvanoplastik findet viel Anwendung; man formt ganze Denkmäler mit Hilfe des elektrischen Stroms, zum Beispiel wurde das Gutenbergdenkmal in Frankfurt a. M. auf galvanoplastischem Wege hergestellt. Bilder, die gedruckt werden sollen, werden in Holz geschnitten, und von dem Holz werden galvanoplastische Kupferabdrücke gemacht, mit denen man dann druckt. Andere Metalle, zum Beispiel Eisen, kann man zum Schutze gegen Rost auf diese Weise mit Kupfer überziehen.

Nimmt man statt Kupfervitriollösung eine Lösung von Nickelsalz, so schlägt sich Nickel nieder. Das Vernickeln von Gegenständen geschieht ohne Ausnahme auf galvanoplastischem Wege, desgleichen das Versilbern. Nur bei Vergoldungen wird manchmal noch die sogenannte Feuervergoldung angewendet, das heißt, das Gold wird auf andere Metalle aufgeschmolzen. Die meisten Vergoldungen werden aber gleichfalls auf galvanoplastischem Wege hergestellt.

Im Großbetrieb der Technik werden aber keine Apparate verwendet, die zugleich das „Kupferbad“ mit dem stromerzeugenden „Element“ vereinigen, wie bei unserem Versuchsgesetz. Dort verwendet man Bäder, denen der nötige elektrische Strom von Dynamomaschinen oder Akkumulatoren zugeführt wird. Die Wirkungsweise ist dieselbe wie bei unserem

Apparat. Der elektrische, aus Dynamomaschine oder Akkumulator stammende Strom zerlegt auf seinem Kreislauf die Metallsalzlösungen, und das Metall schlägt sich auf die zu überziehenden Gegenstände nieder. Bei unserem Apparat ist das Kupferbad gleichzeitig ein Teil des Stromerzeugers. Wir haben Kupfer und Zink, die beide miteinander in Verbindung stehen, und beide berühren eine Flüssigkeit, wodurch ein elektrischer Strom entsteht. Die Elektrizität strömt in unserem Apparat von den Münzenformen durch Drahtring und Kreuz zum Zink und vom Zink durch die Schwefelsäurelösung und die poröse Tonwand zum Kupferbad zurück. Bei dieser Wanderung des galvanischen Stroms aber spaltet sich aus dem Kupfervitriol Kupfer ab und wandert in Form kleinster Teilchen mit dem Strom zu der Wachsform und schlägt sich auf dieser nieder. Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, euch einen Einblick in das für die Technik wichtige Gebiet der Galvanoplastik zu geben und wünsche zum Schlusse Glück und viel Vergnügen zu neuen Versuchen.

A. Schulze, Ingenieur.

o o o

Die Wurzelprinzessin.

Von Robert Reimick.

I.

Auf dem Wege zwischen Nürnberg und Leipzig lief in früheren Zeiten die Straße an einer Stelle neben dem Rande eines dunklen Waldes hin, der sich weit in das Land hinein über die Berge fortzog. Mitten in diesem Dickicht bildeten Felsen ein tiefes grünes Tal, von fast undurchdringlichen Hecken umgrenzt, so daß weder Menschen noch große Tiere dort einzudringen vermochten. Hier lebte zu jener Zeit das lustige Volk der Wurzelmännchen. Das waren niedliche, menschenähnliche Geschöpfchen, die größten vielleicht eine Spanne, die kleinsten einen kleinen Finger lang. Sie wohnten im Sommer in Mooslauben und unter hohen Farnkräutern, im Winter verfrachten sie sich zwischen Baumwurzeln, in Astlöcher und Felspalten. Ihre Kleidung war fein und zierlich: die Männerchen trugen Moosröckchen und Mooshöschchen, die Weiberchen Kleider von hübschen bunten Blumen, Blättern und Spinnengeweben, je nachdem es kalt oder warm war. Von Langeweile wußten sie nichts; immer hatten sie viel zu tun, mußten ihre Straßen in Ordnung halten, Vorräte sammeln und dergleichen mehr; auch trieben sie gern allerlei Kurzweil mit Klettern

und Springen, stellten auf dem Bach, der durch ihr Land floß, große Wasserfahrten in Nußschalen an, jagten sich mit Grasschnecken und Maitäfern und führten nach dem Gesang der Vögel die zierlichsten Tänze auf; dazu verstanden sie die Sprache aller lebenden Wesen.

Zwei Feste im Jahre machten den Wurzelmännchen besondere Freude. An gewissen Tagen des Frühlings und Herbstes zogen große Scharen munterer Gäste heran, die dann gastfreundlich bewirtet wurden und zum Danke dafür dem kleinen neugierigen Volke zu erzählen pflegten, wie es draußen in der Welt zugeht.

Diese Gäste waren niemand anders als die Laufende und aber Laufende von Wandervögeln, die im Frühling aus dem Süden, im Herbst aus dem Norden daher kamen. — Da klapperten die Störche ihre Dorfgeschichten, die Zugschwalben zwitscherten Hausmärchen, und die Nachtigallen brachten neue schöne Lieder mit; dann kamen auch wohl noch Wanderratten dazu und trugen Reisebeschreibungen vor, und Elstern und Krähen erzählten schauerliche Sagen. Auf diese Weise erhielt das Wurzelvolk fortwährende Kunde von der ganzen Welt. Allerdings erregten solche Erzählungen große Neugier, die Menschen kennen zu lernen; doch immer hielt eine angeborene Scheu die kleinen Wesen ab, ihr friedliches Tal zu verlassen.

Nun regierte einmal in jenem Volke ein guter, lieber Wurzelkönig, der hatte eine sehr schöne Prinzessin zur Tochter. Diese aber war neugieriger als alle anderen Mädchen der Welt, ja sogar neugieriger als alle ihre kleinen Landsmännchen. Der Wunsch, auch einmal die Menschen da draußen zu sehen, von denen sie so viel Wunderbares gehört hatte, war bei ihr gar mächtig geworden. Der gute König tat sein möglichstes, ihr diesen Wunsch auszusprechen. Er stellte ihr die Menschen als grimme, eigennützigte Riesen vor. Kein lebendes Geschöpf, sagte er, sei vor ihrer Herrschsucht sicher, der größte Elefant müsse ebensogut nach ihrem Willen tanzen wie der kleinste Floh. — Das half alles nicht, seine Tochter hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, eine Reise ins Land der Menschen zu versuchen. Weil nun dieser Gedanke sie immer schwermütiger und magerer machte, beschloß der König, endlich ihren Willen zu tun in der festen Hoffnung, der eigene Anblick würde sie für immer abschrecken und von ihrer krankhaften Neugierde heilen.

Sogleich wurde ein schönes neues Vogelneft ausgedacht, mit Federn und Moos gepolstert und darüber von Bättern ein schattiges Dach zum Schutze gegen die Sonne befestigt. Das bestieg der Wurzelkönig mit der Prinzessin. Auch vergaß man nicht, ein feines Mittagessen von saftigen Beeren, Honig und Blütenknochen hineinzulegen. Zwei Kraniche, die sich acht Tage vorher darauf eingeübt hatten, nahmen das Nest in ihren Schnabel, und im Fluge ging es durch die Luft geradezu zur nächsten Hauptstadt der Menschen.

In wenig Stunden schwebten die beiden Vögel mit dem Neste über den Häusern der Stadt. Mit leisem Fluge ließen sie sich aus der Luft herab und setzten die königliche Luftschutze vorsichtig auf die Turmgalerie des Rathhauses nieder, von wo man alle Straßen überschauen konnte, ohne Gefahr, selbst gesehen zu werden. — Das war ein Anblick! So prächtig hatte sich selbst der König eine Menschenstadt nicht denken können. Die Prinzessin jubelte auch vor Freuden so sehr, daß sie beinahe aus dem Neste gefallen wäre, hätte nicht einer der Kraniche mit seinem langen Schnabel sie schnell an den Beinchen festgehalten.

Nun wollte aber der Zufall, daß gerade an demselben Tage der Prinz des Landes in dieser Hauptstadt seine Hochzeit mit einer fremden Königstochter feierte, so daß die ganze Stadt in größter Pracht funkelte.

Was gab es da nicht alles zu schauen! Aufzüge, Jahrmarkt, Parade von tausend Regimentern, Theater im Freien, Seiltänzer, Tanzböden, Wettrennen — es läßt sich unmöglich beschreiben! Vor allem aber der Prinz und seine junge Frau! Wie schön sah er aus in seiner roten Husarenuniform, mit dem Stern auf der Brust, dem Schnurr- und Knebelbart und den großen blauen Augen, und sie, im roten Samtkleid mit Perlen und Brillanten über und über bedeckt, die bis hoch auf die Ratssturmalerie herausblitzten! — Wo man nur hinsah, gab es immer wieder was Neues, und so ging es vom frühen Morgen, bis die Sonne hinter den Bergen verschwand.

So sehr alle Herrlichkeiten den Wurzelkönig auch entzückten, sein Urtheil über die Menschen änderte sich nicht. Daher war es ihm denn gar nicht recht, daß seine Tochter gerade am heutigen Tage die glänzendsten Seiten des menschlichen Treibens kennen lernen mußte. Dennoch war er zu schwach, sich selbst den Anblick zu versagen. Er wäre auch noch länger dort oben geblieben, wenn bei anbrechender

Dunkelheit nicht plötzlich Menschen auf die Galerie gekommen wären, um dort Illumination und Feuerwerk anzusetzen. Die Männer näherten sich dem Neste. Wie erschrak die Prinzessin beim Anblick dieser Riesengehalten! Auch der König verlor vor Angst die Sprache, und hätten nicht die Kraniche von selbst das Vogelneft in die Höhe gehoben und in raschem Fluge davongetragen, so wäre es mit dem Wurzelpärchen und unserer Geschichte bald zu Ende gewesen. So aber war es gerade zur rechten Zeit. Noch ganz von weitem sahen die Luftfahrer das Feuerwerk über dem Rathhausturm in die Luft prasseln, was aus der Ferne zwar sehr prächtig anzuschauen war, in der Nähe aber ihr sicherer Tod gewesen wäre. Wohlbehalten kamen beide wieder in ihrem Wurzelalt an.

Freilich erkannte nun wohl die junge Prinzessin, daß die Menschen für sie zu groß wären, als daß sie mit Vergnügen ihre Herrlichkeiten hätte genießen können. Die alten Wünsche stiegen aber dennoch wieder und jetzt viel stärker als früher in ihrem Herzen auf, wenn gleich in einer etwas anderen Gestalt. Sie bildete sich seit ein, es müsse auf Erden noch ein anderes Geschlecht geben, so klein wie ihre Landsleute, aber so geistig wie die Menschen, und sie beschloß daher, niemals in ihrem Leben zu heiraten, wenn nicht ein Prinz von ihrer Größe sie zur Frau nähme; der aber müßte gerade solche Husarenjacke anhaben, gerade solchen Stern auf der Brust tragen und gerade so große blaue Augen besitzen wie der Menschenprinz in der Hauptstadt; auch sollte er über ein Völkchen regieren, das ähnliche Eigenschaften wie jenes besäße.

Diese Grille seiner Tochter machte den alten guten König recht traurig. Wie gern hätte er einen Schwiegersohn gehabt! Aber ein solcher? Wo in der ganzen Welt war der zu finden? Zwar versuchte er alles mögliche, um sein Volk nach menschlichen Grundfäden zu bilden, doch kam bei alledem nicht eben viel Gesehites heraus. Hören konnten die kleinen Kerle nicht genug von den Menschen und ihrem Treiben, aber selbst welche werden! Nein! Sie sollten nun und immer bleiben, was sie waren: freie, lustige Wurzelmänner! Die Folge davon war, daß die Prinzessin keinen Mann und der König keinen Schwiegersohn bekam. (Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Clara Jettin (Lundel), Wilhelmshöhe,
Post Degetloch bei Stuttgart.

Druck u. Verlag J. G. W. Metz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.